Predigt am 3. S. nach Epiphania, 26.1.2020 in der Unikirche Marburg,
Universitätsgottesdienst mit Nils Kuppe und dem Uni-Chor in der Reihe „Meine
schönste Filmszene“ zum Film „Wie im Himmel“, Text: Joh 1, 9+14
Thomas Erne

Liebe Gemeinde,

Szene I: Im Weizenfeld I

Ein Weizenfeld, reif zur Ernte. Die Halme erzeugen im Sommerwind ein leises Rauschen. Ein kleiner Junge steht in den hohen Ähren und übt auf seiner Geige. Das Versteck ist gut gewählt. Doch die Geige verrät ihn. Die großen Jungs aus dem Dorf sind ihm gefolgt. Als sie ihn entdecken, prügeln sie auf ihn ein bis er zu Boden geht. So beginnt der Film „Wie im Himmel“ – alles andere als himmlisch.

Warum wird Daniel verprügelt? So heißt der kleine Geiger im Weizenfeld. Man weiß es nicht. So ist es eben in dem schwedischen Dorf, in dem er aufwächst. Wer sich nicht wehren kann, wird gequält. Die Großen prügeln die Kleinen, die Starken unterdrücken Schwachen. Das Dorf ist die Hölle für den Dicken in der Klasse. Und für Frauen wie Gabriela, die von ihrem Mann Conny regelmäßig geschlagen werden, während alle andern wegschauen.

Szene II: Toilette

Mit einer Erinnerung an das Weizenfeld endet der Film. Daniel, inzwischen ein berühmter Dirigent mit Weltkarriere, liegt in der letzten Szene auf dem Boden einer Toilette. Über sich einen Lautsprecher. Er hört die Aufregung eines großen Publikums vor der Aufführung. Menschen, die reden, sich räuspern, husten. Oben in dem großen Konzertsaal in Salzburg wartet ein Chor auf ihn. Nein, es

ist nicht der Opernchor der Mailänder Scala. Es ist der Kirchenchor aus dem schwedischen Dorf, in dem er als kleiner Junge verprügelt worden war.

Szenen III: Das Wunder des Neuanfangs

Ausgerechnet in diese Dorf ist er zurückgekehrt. Ausgerechnet dort hat er die alte Volksschule gekauft, um sich hier von einem Herzinfarkt zu erholen, den er auf offener Bühne erlitten hatte. Ausgerechnet er, der schon als Kind in diesem Dorf ein Außenseiter war, er, der Geiger und Orchesterdirigent, der von Stimmen nichts versteht, er übernimmt die Leitung des jämmerlichen Kirchenchors.

Mit diesem Chor gelingt ihm ein Wunder. Alle diese vom Schicksal gebeutelten Dorfbewohner: Gabriela, die von ihrem Mann geschlagen wird; Lena, die Dorfschönheit, die sich immer mit den falschen Männern einlässt; Arne, der großspurige, übergriffige Besitzer des Dorfladens; Inger, die lebenslustige Frau des Pfarrers, die es in der muffigen Enge des Pfarrhauses nicht mehr ausgehalten hat; der geistige behinderte Stig – sie alle stehen oben in Salzburg auf der Bühne bei einem internationalen Chor-Wettbewerb und warten auf seinen Einsatz.

Aber das ist nicht das Wunder. Einen guten Chor formen aus unerfahrene Sänger und Sängerinnen, das muß jeder Chorleiter können. **Wie** ihm das gelungen ist, das ist Wunder. Nicht mit Druck. Nicht mit den Mitteln, die im Dorf üblich sind, wenn einer dem andern seinen Willen aufzwingt. Auch nicht mit Beschämung, schon gar nicht mit körperlicher Gewalt. Ja, auch Dirigenten können Tyrannen sein. Man denke nur an das Gewaltregime, das bei den Regensburger Domspatzen geherrscht haben muss.

Das Wunder beginnt mit dem Hören: Auf die eigene Stimme, auf die Stimmen der Anderen. Und dann auf beides zusammen: Die eigene Stimme, wie sie im Miteinander mit den andern zu leuchten beginnt. Das ist der Traum, den Daniel schon als Kind geträumt hat: Musik, die Menschen in ihrer jeweiligen Eigenart

zwanglos miteinander verbindet. Musik, die aus dem eigenen Herzen kommt und zu Herzen geht, überall, auch in dem schwedischen Dorf seiner Kindheit. Hannah Arendt (vita activa) nennt ein solches gewaltfreies, aber machtvolles Miteinander ein Wunder, das Wunder miteinander etwas Neues anzufangen. Und in der Tat entfaltet dieser kleine Kirchenchor einen sichtbaren und hörbaren Glanz. Die einen im Dorf sind fasziniert und singen mit. Die andere fühlen sich provoziert und suchen das machtvolle Miteinander gewaltsam zu verhindern.

Szene IV: Konzert ohne Dirigent

Daniel wird es nicht mehr schaffen nach oben auf die Bühne. Er wird diesen Einsatz nicht mehr geben können, so wie er da in der Toilette liegt. Vermutlich der zweite Herzinfarkt. War nun alles umsonst? Der Neuanfang gescheitert. Der Chor doppelt beschämt? Der dörflichen Enge entkommen, um nun auf offener Bühne in Salzburg vor großem Publikum blöd dazustehen? Die eigene Stimme, die Daniel in ihnen hervorgehört hat, endgültig verstummt?

Es ist mehr eine nervöse Übersprunghandlung. Der behinderte Stig hält die Spannung nicht aus. Er singt vor Aufregung immer wieder denselben Ton. In diesem Augenblick wird allen Chormitgliedern klar, dass ihr Dirigent nicht mehr kommt. Und Gabriela erhebt ihre Stimme und singt einen Ton. Und Lena. Und einer nach dem anderen singt, ohne Dirigenten. Auch das Publikum erhebt sich, und singt. Ein gewaltiges vielstimmiges Tönen beginnt, ein sich miteinander Verbinden und Verknüpfen, ein freies Improvisieren, das keinen Dirigenten mehr braucht, weil jeder sein eigener Dirigent ist.

Szene V: Weizenfeld II

Durch den kleinen Lautsprecher dringt das gewaltige Tönen aus dem Konzertsaal hinunter in die Toilette. Daniel liegt da mit geschlossenen Augen, den Kopf an der Heizung. Blut fließt von seiner Schläfe, aber auf seinem Gesicht ist ein seliges Lächeln zu sehen. Vor seinem inneren Auge taucht die Szene im

Weizenfeld auf. Noch einmal rauschen die Ähren im Sommerwind. Noch einmal rennt jemand durch das wogende Feld. Aber es sind nicht die großen Jungs aus dem Dorf. Er selber ist es. Er, der erwachsene Mann. Er sucht das Kind, das er einmal war. Und als er es findet nimmt der große Daniel den kleinen Daniel auf den Arm und tanzt mit ihm durch das Weizenfeld.

Filmszene: „Schlusschor“ – 1.59,30 - Daniel auf dem Weg zum Konzertsaal bis Abspann - 2.03,34

Szene VI: Wie im Himmel

So also ist es im Himmel! Ein alle umfassendes Chorkonzert. Eine unendliche Fülle an Kombinationen und Verbindungen von jeden mit jedem. Kein Dirigent mehr. Jeder ist sein eigener Dirigent. Ein freies Miteinander, das eine ungeheure schöpferische Macht entwickelt. Denn jeder ist in diesem Miteinander versöhnt mit dem inneren Kind. Sinnbild für das neu-Anfangen-Können, das mit jeder Geburt eines Kindes in die Welt kommt. Zuerst und zumeist mit dem Kind, dessen Geburt wir an Weihnachten gefeiert haben: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,14)

Szene VII: Religiöse Verweigerung des Himmels

Aber leider ohne den Pfarrer. Ausgerechnet der Pfarrer, der Experte für den Himmel, ist nicht mit dabei. Er hätte doch die Linien ausziehen können von der Reich-Gottes Arbeit Jesu zur Chorarbeit Daniels. Er muss doch gesehen haben, dass dieser fremde Gast genau das tut, was eigentlich seine Aufgabe ist, mit seiner Gemeinde ein Stück vom Himmel zu verwirklichen. Er hätte sich freuen können über die Fülle des Geistes, der in einem Chorleiter **und** in einem Pfarrer wirkt. Jeder kann Katalysator des Himmelreiches werden, wenn er die Linien

auszieht, die in der Geburt Jesu ihren Ausgang nehmen. „Das wahre Licht, das in die Welt kam, um jeden Menschen zu erleuchten“ (Joh. 1, 9).

Was hätte das für ein Gottesdienst werden können: Pfarrer und Chorleiter, beide arbeiten an der Versöhnung mit dem schöpferischen Kind in uns. Beide sind Katalysatoren einer Macht, die im freien Miteinander wächst und die der Linie von Weihnachten bis in unsere Gegenwart auszieht. Aber es gibt kein noch so kleines Stück vom Himmel in der Gemeinde. Und daher ist der Kirchenchor für den Pfarrer eine unerträgliche Provokation.

Stellen sie sich vor, ich hätte Nils Kuppe vor diesem Gottesdienst entlassen, weil ich es nicht aushalten kann mit einem so inspirierten Chorleiter Gottesdienst zu feiern. Vor allem aber mit einem so inspirierten Chor, einem befreiten Miteinander der Stimmen. Die schöpferische Power, die dieser Klang ausstrahlt, hätte uns auf unerträgliche Weise zeigt, was wir als christliche Gemeinde nicht sind: Ein Stück vom Himmel. Das tut der Pfarrer im Film. Er entlässt vor dem Gottesdienst den Chorleiter. Einer der besten Filmgottesdienste fällt deshalb aus.

Szene VIII: Aufgabe der Gemeinde beim Thema Himmel

Wir tun das nicht. Wir feiern den Gottesdienst, der im Film ausfällt. Wir sehen im befreiten Miteinander der Stimmen ein Symbol des kommenden Himmels. Und wir fühlen uns als christliche Gemeinde ermutigt durch diesen Chorklang. Überall begegnen uns Spuren des Geistes, der durch Christus in die Welt kam. Die Grenzen der evangelischen Kirche mögen in Deutschland immer enger werden, aber der Geist bleibt weit.

Es wäre kein Stück vom Himmel, wenn es bei der Musik und dem sonntäglichen Gottesdienst bliebe. Der Himmel ist nicht teilbar. Hier ein Stück, dort ein Stück – und dazwischen Zwischenräume. Der Himmel ist überall. Überall, wo Menschen zwanglos miteinander handeln und etwas Neues beginnen. Überall, wo sie miteinander an der weltumspannenden Lösung der Klimakrise arbeiten. Wo

ihnen die soziale Verfasstheit des Marktes bewusst wird und sie genossenschaftliche Formen des Wirtschaftens entwickeln. Wo sie die Hierarchien des Wissen hinterfragen und kooperative Modelle etablieren, um zu forschen und Wissen zu generieren.

Und wir, die wir im sonntäglichen Gottesdienst die Kraft erlebt haben, die von einem befreiten Miteinander im Geistes Jesu ausgeht? Wir sind Katalysatoren dieser Prozesse. Wir haben einen langen Atem, weil wir die Linien sehen, die die schöpferischen Aufbrüche in der Gesellschaft mit Weihnachten verbindet; dem Neuanfang Gottes mit der Welt, der unser Neu-Anfangen-Können in die Welt brachte: „Und das Wort wart Fleisch und wohnte mitten unter uns...“

(Joh1,14)

Amen